

Meyen, Michael/Löblich, Maria: *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz: UVK 2006, 343 S.

Meyen/Löblich haben ein Buch geschrieben, das für den akademischen Unterricht gerade jetzt in den anlaufenden neuen BA/MA-Studiengängen gut gebraucht werden kann. Denn ~~gerade für die ungraduates bedarf es einer~~ Standortbestimmung in dem Fach, das sie studieren. Dieser Text ist nicht zu lang, komplex und dennoch gut zu rezipieren. Er lässt Raum, fürs Weiterdenken und das vergleichende Nachdenken, um sich an der jeweiligen Universität zu verankern. Er hat auch Qualitäten als Nachschlagewerk.

Ein Buch dieser Art gab es Ende der fünfziger Jahre, als ich mich in die Begriffe, Fragestellungen und Methoden der heute überwiegend Kommunikationswissenschaft genannten Disziplin einarbeiten wollte, gar nicht. Hätte es das gegeben, wer weiß, ob ich mich zu Beginn der siebziger Jahre mit Arnulf Kutsch in Münster auf den Weg gemacht hätte; Quellen zu suchen und auszuwerten, um Vorarbeiten für eine Fachgeschichte zu leisten (W. Heide, K. d'Estes, E. Everth u.a.). Wenn seinerzeit es solche Texte gab, so stellten sie den Standpunkt des jeweiligen Autors als mehr oder weniger einzige Möglichkeit des Ganges wissenschaftlicher Analyse dar (Hagemann: Grundzüge, 1947; Dovifat: Publizis-

tik, in *Universitas Litterarum*, 1955, d'Ester: Zeitungswesen, schon 1928). Das je eigene System wurde vorgestellt und mit Argumenten aus der Fachgeschichte belegt (meist von der Antike bis in die neuste Zeit), oft ohne Namensnennung und ohne kritische Abgrenzung. Würden Namen genannt, so in der Regel nur aus der eigenen Schule. Dafür gibt es, soweit ich sehe, mehrere Erklärungen.

Aus der Zeit heraus: in den späten fünfziger und sechziger Jahren handelten Wissenschaftler, die alle durch die Diktatur des Nationalsozialismus gegangen waren. Das galt für die, die in Deutschland geblieben waren, genauso wie für die, die als Verfolgte hinausgehen mussten und wieder zurückkamen. Es wurde viel geschwiegen, wenn auch aus völlig unterschiedlichen Motiven. Wer in den fünfziger Jahren zu studieren begann, hat nur hinter vorgehaltener Hand und in Andeutungen etwas über die »Zeitungswissenschaft« im NS-Staat gehört. Dieses Hindernis für Fachgeschichtsinteressen ist durch Zeitablauf weitgehend überholt.

Und allgemein scheint in unserer akademischen Kultur (im Gegensatz zu Nordamerika) eine ambivalente Einschätzung von kritischer Diskussion angelegt zu sein. Wer meint, dass es in der Wissenschaft in erster Linie um richtig und falsch geht, folgt einem Freund/Feind Kalkül. Da ist der Starke am mächtigsten allein – er braucht die Diskussion nicht so richtig. Wer aber Wissenschaft als Weg, als Vorschlag für Problemlösungen sieht, bezieht sich auf andere, kann die Wahrheiten, die andere gefunden haben, anerkennen und auch die eigenen Lösungen als Teillösungen, als Vorschläge zu sehen. Das entspannt Diskussionen und konzentriert auf die verhandelten Sachen. Der angelsächsische Pragmatismus ist heute – schon wegen der empirisch sozialwissenschaftlichen Forschung – viel weiter verbreitet. Hahnenkämpfe werden eher noch in traditionellen Geisteswissenschaften ausgefochten, wo der Erfolg des einen immer der Nachteil des anderen ist und wo die eigene Schule ein Ausgrenzungskriterium darstellt (hinter dem sich häufig gesellschaftliche Parteinahme versteckt).

Meyen/Löblich haben von den heutigen Verhältnissen profitieren können. Ihre Untersuchung orientiert sich an einem Klassiker-Konzept, das aber nicht heroisch gemeint ist. Sie argumentieren mit dem Soziologen Dirk Kaesler, dass sich unter diesem Label auch über Begriffe, Problemstellungen und Schulen (S. 17) schreiben lässt. Und die Darstellung zeigt, dass das richtig ist.

Unter dem Dutzend »Klassiker« sind zwei noch Zeitgenossen (G. Maletzke, E. Noelle-Neumann); einer lebte im 17. Jahrhundert (K.v. Stieler), zwei wirkten im 19. Jahrhundert (K. Knies, A. Schäffle). Alle anderen sind Exponenten des 20. Jahrhunderts. Darunter sind Journalisten (E. Löbl), Fachwissenschaftler (neben den oben erwähnten Zeitgenossen K. Jaeger, H. Prakke) und Wissenschaftler, die von benachbarten Disziplinen einwirkten (M. Weber, P.F. Lazarsfeld, Th.W. Adorno und N. Luhmann). Die Liste scheint auf den ersten Blick unvollständig. Wo bleiben Bücher, Dovifat, d'Ester, Hagemann, Everth, Groth, H. Sturm; warum Jaeger, um nur einige weitere Namen zu nennen? Die Lektüre zerstreut aber bald etwaige Bedenken. Die »Klassiker« werden eher als »Knotenpunkte« der Darstellung genutzt. An ihnen wird Typisches verdeutlicht. Sie werden jeweils mit einer ganzen Gruppe von Mitstreitern und auch Gegnern betrachtet. Auf diese Weise entsteht ein lebendiges Bild der Fachgeschichte. Es zeigt sich, dass Autoren wie Groth und Maletzke auch mehr Gewicht haben, als mancher langjährig tätige Ordinarius. Es zeigt sich auch, dass Fachgrenzen in den Sozialwissenschaften wenig wiegen und selbst die früher so umkämpfte Grenzziehung zu den Geisteswissenschaften, jedenfalls von der Kommunikationswissenschaft her gesehen, nicht unüberschreitbar ist.

Der Leser lernt die Ansätze und Theoretisierungen in ihren Begründungen kennen. Er erfährt viel über den akademischen Lebenslauf der dargestellten Personen. Die private Seite der Biographien bleibt meist ausgespart, wenn auch die drei bedeutenden Sozialwissenschaftlerinnen, die nacheinander mit Lazarsfeld verheiratet waren, genannt werden

(Jahoda, Herzog, Kendall). Meist herrscht Diskretion, obwohl sicher zutrifft, dass die Linie, die private und wissenschaftliche Persönlichkeit voneinander trennt, nur eine gedachte ist. Manchmal, und hier denke ich an Max Weber, lässt sich auch die eine Seite durch die Kenntnis der anderen besser verstehen.

Was fehlt? In meiner Wahrnehmung haben die beiden deutschen Diktaturen in ihrem Einfluss auf die Kommunikationswissenschaft keinen angemessenen Raum gefunden. Der Nationalsozialismus taucht immer wieder auf und die zerstörerischen Folgen werden – allerdings ohne besonderen Nachdruck – berichtet. Da hätte eine zwiespältige Persönlichkeit wie H.A. Münster als Kristallisationspunkt dienen können. Die Leipziger Journalistik bis 1989/90 kommt nicht vor. H. Budzislawski böte sich an, der bei Robert Wilbrandt in Tübingen promoviert worden ist (wie Fritz Eberhard und Otto Groth).

HANS BOHRMANN, DORTMUND